

POSTPRINT

Rezension

Kertész, András (2017): *The Historiography of Generative Linguistics*. Tübingen: Narr.

Patrick Brandt

Geschichte speist sich aus vergangenen Geschehnissen. Es ist die Aufgabe aufgeklärter und aufklärender Geschichtsschreiber, bestimmte Geschehnisse auszuwählen und sie derart zu verknüpfen, zu kontextualisieren und zu interpretieren, dass sie in der retrospektiven Betrachtung an Struktur gewinnen und der Bereich, zu dem sie gehören, besser verstehbar wird. Die für eine geordnete Geschichtsschreibung notwendige Zusammengehörigkeit der betrachteten Geschehnisse kann traditionell auf verschiedene Weise gegeben sein oder hergestellt werden, z.B. durch sie verantwortende große Frauen oder Männer, durch sie hervorbringende äußere Umstände oder sie beherbergende Makroereignisse oder Entwicklungslinien oder durch sie als signifikant oder relevant ausweisende Fragestellungen.

András Kertész' „Historiography of Generative Linguistics“ eint nichts von alledem und doch irgendwie alles zugleich. Es geht um den großen generativen Linguisten Noam Chomsky, allerdings durch die Brille eines Theorievergleichs auf Basis der öffentlich-professionellen Rezeption bestimmter Werke seines Œuvres und unter weitestgehender Ausblendung seiner Person. Indem der Meister sich nun offenbar tatsächlich aus dem linguistischen Profigeschäft zurückzieht, markiert der linguistische Ausschnitt des Raumzeitkontinuums Noam Avram Chomsky auch das Großereignis, zu dem die betrachteten Arbeiten und deren Rezeption als Geschehnisse gehören. Schließlich stiftet Kertész' zentrale Frage (P) Einheit von theoretischer Seite, so wie Chomskys Frage nach dem kindlichen Spracherwerb – sprich: der Erklärungsadäquatheit – dessen Werk durchgehend unverwechselbar als solches kennzeichnet und von traditionellen (normativen, beschreibenden) Ansätzen absetzt (S.14).

(P) Welcher historiographische *Rahmen*, welche *zentrale Hypothese* und welche *Grundbegrifflichkeit* kann die Geschichte der generativen Linguistik erklären?

Struktur und Aufbau des hübschen, kompakten Buchs von etwa 200 Seiten spiegeln nicht minder für generative Linguisten womöglich typische Vorgehensweisen, die oft genug als ebenso anmaßend wie selbstimmunisierend kritisiert wurden und werden. Nach der Setzung eines bestimmten Problems – (P) –

als für das ganze Feld zentral und verbindlich (hier Kapitel 1: Einleitung) wird gezeigt, dass bestehende Ansätze keine Lösung für das Problem versprechen (Kapitel 2 und 3: Metahistorischer Überblick und Auswertung). Anschließend wird der eigene Ansatz präsentiert (Kapitel 4: Historiographie und plausible Argumentation), um schließlich dessen Überlegenheit anhand ausgewählter Phänomene zu demonstrieren (Kapitel 5: Fallstudien). Zu guter Letzt werden ungelöste und durchaus fundamentale Probleme heruntergespielt, indem sie als eher technisch denn als grundlegend hingestellt oder als naturgemäß außerhalb des Skopus der Untersuchung liegend marginalisiert werden (Kapitel 6: Offene Fragen).

## 1 Theorievergleich

Im ersten, etwa die Hälfte des Buchs ausmachenden Teil stellt Kertész anhand von (P) einen Theorievergleich an. Dazu braucht er zuallererst eine Mehrzahl an Theorien, die neben gemeinsamen Fragestellungen auch Phänomenbereiche teilen. Nicht alle Leser werden freilich damit einverstanden sein, „Geschichte der generativen Linguistik“ mit der Veröffentlichung, professionellen Rezeption und Einordnung einiger putativ Meilensteine markierenden linguistischen Arbeiten Chomskys zwischen 1957 und 1995 gleichzusetzen. In fünf an diesen Meilensteinen – *Syntactic Structures* (1957), *Aspects of the Theory of Syntax* (1965), *The Sound Pattern of English* (mit Morris Halle, 1968), *Lectures on Government and Binding* (1981) und *Minimalist Program* (1995) – aufgehängten Unterkapiteln werden dann 22 mögliche Lösungen für (P) – nämlich (SP 1) bis (SP 22) – präsentiert, die sich aus je verschiedenen, von Kertész kombinierten *Rahmen*, *Zentralhypothesen* und *Grundbegrifflichkeiten* (s.o.) zusammensetzen. Den roten Faden bildet stets die Frage, ob das jeweilige Werk eine Revolution im Kuhn'schen Sinne ausgelöst habe oder nicht. *Rahmen* rangiert dabei über den wissenschaftsphilosophischen und wissenschaftshistorischen Arbeiten von Kuhn und Lakatos sowie über von Kertész selbst komponierten Begründungszusammenhängen wie dem „Vergleich der mathematischen und logischen Literatur mit der Literatur über amerikanische Linguistik vor 1957“ oder der „hochentwickelten Kombination der Begriffe, Quellen und analytischen Aspekte historiographischer Forschung“. Mit leichter Vergrößerung lässt sich die Variation der *Zentralhypothese* auf die Frage „Revolutionär oder nicht?“ reduzieren, zu „Revolution“ treten *Grundbegriffe* wie „Evolution“, „Paradigma“, „Ideologie“, „Rhetorik“ oder „formale Wissenschaft“.

Manches erscheint dabei problematisch: Erstens decken die verschiedenen Ansätze geradezu gezwungenermaßen verschiedene Phänomenbereiche ab, insofern es sich bei den betrachteten Arbeiten wie von Kertész unterstellt tatsächlich um Meilensteine handelt. Zweitens sind die diskutierten Theoriekonstrukte nie unabhängig in Erscheinung getreten, es handelt sich genauso um Kertész'sche Kreationen (oder zumindest Interpretationen) wie bei dem

Kertész'schen Vorschlag – (SP 23) – selbst. Daraus folgt, drittens, dass keiner der hinter den Theoriekonstrukten bzw. deren Bausteinen stehenden Agenten angetreten ist, um (P) zu beantworten; ist es dann aber legitim, sie an (P) bzw. an den Begriffen, in denen (P) formuliert ist, zu messen?

Die Darstellung und Diskussion von (SP1) bis (SP22) ist naturgemäß repetitiv (und eigentlich einigermaßen unlesbar), dankenswerterweise liefert Kertész aber zusammenfassende Tabellen und Schaubilder, die sich über die etwa 10 letzten Seiten des Kapitels erstrecken. Mit dem Autor beispielsweise zu sprechen, folge aus der breit vertretenen Überzeugung namhafter linguistischer Historiographen, dass *Syntactic Structures* keine Revolution im Kuhn'schen Sinne ausgelöst habe (S. 61). Wie wahrscheinlich ist es dann aber, dass das wenige Jahre später folgende in *Aspects* vorgestellte Modell eine solche Revolution ausgelöst hat, und so weiter für die anderen diskutierten Werke? Warum wird die in der Breite wohl als am stärksten paradigmengleichend empfundene Rezension von Skinners *Verbal Behaviour* nur gestreift, und warum stellt sich die Frage „revolutionär oder nicht?“ z.B. nicht für das *Barriers* Modell, das in eingeweihten Kreisen qua technischer Raffinesse als der tatsächliche Höhepunkt generativer Modellierkunst gefeiert wird? Und was ist mit der Chomsky-Hierarchie (oder Chomsky-Schützenberger Hierarchie)? Der geneigte Leser abstrahiert über solche Fragen und freut sich über die schönen Fundstücke, die er im Gewebe der *Rahmen*, *Zentralhypothesen* und *Grundbegrifflichkeiten* einsammelt. Unbedingt dazu gehört die Diskussion der Rolle und Gestalt einer tatsächlich oder nur vermeintlich strikt formalen Herangehensweise an die Grammatik (zuerst S. 43ff) sowie die prägnante Darstellung der Kunst der Generativisten, krisenhafte und also revolutionsfördernde Umstände mittels Rhetorik und im Widerspruch zu den tatsächlich wirksamen Kräften wieder und wieder zu evozieren und vor diesem Hintergrund vermeintlich bahnbrechende neue Modelle geradezu seriell zu fertigen (S. 49ff). In ähnlicher Weise baut natürlich auch Kertész die Problemlösungen (SP 1) bis (SP 22) zuerst seriell zusammen, um sie ebenso seriell gleich wieder zu demontieren.

## 2 Plausible Modelle

Im zweiten Teil des Buchs präsentiert Kertész mit dem sogenannten P-Modell das von ihm vertretene historiographische Programm. Das P-Modell – oder was zu ihm geführt hat – begegnet dem Leser schon auf dem Buchumschlag als liebevoll gezeichneter Baum, der wohl das Ur-Manuskript des Autors zielt und reichverzweigt und verästelt wiederum einen Spiegel des Buchinhalts darstellt. Das P-Modell entzieht dem von Kertész zuvor sorgsam selbst gewebten Theorietepich mittels neuer Begriffssetzung den Boden, insbesondere verbannt es die Revolutionsrhetorik und implementiert die in (SP 23) gegebenen Zutaten als Kertész' eventuelle Antwort auf (P):

- (SP 23) (a) Die Grundbegriffe der Historiographie der generativen Linguistik sind: *plausibel*, *retrospektive Reevaluierung*, *prismatisch* und *zyklisch*.
- (b) Die zentrale These ist (T23).
- (c) Der Rahmen ist die historiographische Erweiterung von Kertész & Rakosi's (2012) p-model.

Die Qualität einer Definition hängt von ihrer Form und dem Inhalt der in ihr verwendeten Begriffe ab. (SP 23) transferiert in die Sphäre der Geschichtsschreibung die objektbezogene These (T 23), dass „die Geschichte der generativen Linguistik selbst ein Prozess plausibler, retrospektiver und prismatischer Reevaluierung des insgesamt vorhandenen grammatischen Wissens sei“ (S. 124). Das meiste an (T23) versteht sich dabei praktisch von selbst: Geschichtsschreibung blickt zurück (ist retrospektiv), sie sollte verschiedene Perspektiven einnehmen und Seiten beleuchten (prismatisch sein) und wird nie bei ewigen Wahrheiten ankommen, sondern stets reevaluieren müssen. Einigermäßen überraschend ist der universale Anspruch angesichts der recht engen Auswahl dessen, was für generative Linguisten theorierelevante linguistische Daten und Phänomene sind. Dieser Anspruch ist wohl noch am ehesten vor der Hintergrundannahme verständlich, dass sich das allermeiste des in der traditionellen Grammatikschreibung Verhandelten eigentlich überhaupt keinem wissenschaftlichen Zugang öffnet – der Name „Rektions- und Bindungstheorie“ deckt in diesem Sinne gewissermaßen bereits alles ab, was den Gegenstand generativer Forschung im Kern ausmacht. Einigermäßen verwunderlich ist auch die Referenz auf einen früheren Aufsatz des Autors, der in einer Fußnote als der Ort genannt wird, der präzise Definitionen der Begriffe und überzeugende Beweise für die Durchführbarkeit von (SP 23) biete; es mag Leserinnen geben, die diese Definitionen und Beweise gerne in vorliegendem Buch finden würden.<sup>1</sup> Zwar skizziert Kertész das Modell auf wenigen Seiten, die Beschreibung bleibt jedoch abstrakt und lässt angesichts der zentralen Begriffe eher Schlimmes befürchten: Unsicherheit soll an die Stelle von Sicherheit treten, Plausibilität an die Stelle von Wahrheit und Logik. Das den „plausiblen Argumentationsprozess“ veranschaulichende Schema lässt sich so ähnlich in unzähligen Textbüchern finden, die sich mit Modellbildung und der zyklischen Anpassung von Hypothesen aufgrund neuer Beobachtungen befassen.

Die Vorführung des P-Modells anhand einiger prominent generativer Konzepte wie „Nicht-lokale Abhängigkeiten“, „Phrasenstruktur“ und „Transformationen“ bleibt leider jede strenge Demonstration schuldig, wie sich mit dessen Hilfe aus bestimmten Sätzen mit bestimmten Plausibilitätswerten bestimmte andere Sätze mit bestimmten Plausibilitätswerten ableiten lassen. Schon wie ein einziger Plausibilitätswert ermittelt werden kann, bleibt schleierhaft. Der Vergleich etwa des Harris'schen und des Chomsky'schen Begriffs der Transforma-

<sup>1</sup> So wird die Kunst des Sichbeziehens auf vermeintlich längst Etabliertes oder zwingend noch Folgendes wohl fortleben, auch nach dem Abtreten herausragender praktizierender Meister.

tion stößt den Leser zwar auf weniger Bekanntes und dabei sehr Interessantes, ist bezüglich seiner Quellen und seiner Struktur aber schwer zu durchschauen und bietet am Ende kein griffiges Ergebnis. Auf eine – wohl prismatische – Aufzählung zahlreicher verschiedener Aspekte folgt das Mantra, dass „der plausible Argumentationsprozess zur prismatischen und retrospektiven Reevaluation der Aussagen über Transformationen führt“ und dass „im Ergebnis (22) [Chomskys Konzept] einen höheren Plausibilitätswert erhält als (23)(b) [Harris' Konzept]“ (S. 161). Wie es dazu aber kommt, bleibt Kertész Geheimnis. An anderen Stellen wirkt die Diskussion historisch etwas kurzsichtig. Den unendlichen Gebrauch endlicher Mittel (S. 159) gibt es spätestens bei Humboldt (der im Register und Literaturverzeichnis fehlt), die Idee, dass es unter Vereinheitlichung der Konzepte „Satz“ und „Äußerung“ (S. 142) um die eindeutige Beschreibung bestimmter Zustände und die Beziehungen und Übergänge zwischen ihnen gehen muss im sogenannten Logischen Positivismus. In Carnaps (der im Register und Literaturverzeichnis fehlt) Definition von Sprache in seinem Aufsatz *Die physikalische Sprache als Universalsprache der Wissenschaft* von 1931 ist genau davon die Rede, genauso wie von so etwas wie Transformationen, die Sätze aufeinander beziehen (S. 435). Andere wesentliche Konzepte insbesondere aus dem engeren grammatischen Bereich und deren Entwicklerinnen finden keine Erwähnung, zum Beispiel die wesentlich von Tanya Reinhart in ihrer MIT Dissertation und danach ausgearbeitete konstituentenstrukturbasierte Bindungstheorie. Es ist klar, dass Kertész nicht alles und jeden besprechen kann. Manchmal möchte man ihn allerdings mit Nietzsche daran erinnern, dass das Genie vielleicht gar nicht so selten ist und es allerdings hunderter helfender Hände bedarf, um „den Zufall am Schopf zu fassen“ und ganze Epochen zu beherrschen. Dass umgekehrt weltweit Legionen von Linguisten von ihrer speziellen Chomsky-connection profitiert haben und profitieren und nun das Chomsky'sche Erbe aus Machtpositionen heraus verwalten, versteht sich ebenso von selbst. Diese Art Strukturen sind Kertész' Sache nicht – kann man sie aber ignorieren und die Geschichte der generativen Grammatik von den zugehörigen Machtverhältnissen trennen?

Zwar hütet sich Kertész, Chomsky *expressis verbis* als heroisches Individuum darzustellen. Die weitestgehende Ausklammerung von Vordenkern und Vorbereitern, Mitstreitern und Helfern – man vergleiche aber Fußnote 50 (S. 52), auch werden einige wenige Konkurrenten („rivals“, S. 174ff.) kurz vor Schluss in einem kleinen Unterkapitel besprochen – lässt jedoch für den Leser keinen anderen Schluss zu, als dass es sich bei Chomsky um den unangefochten größten generativen Linguisten aller Zeiten handelt. Dem kann man und möchte man letztlich natürlich auch zustimmen: Denkst Du an generative Grammatik, denkst Du an Chomsky. Darüber hinaus hat eine „great man theory“ im Gewand des analytischen Theorievergleichs Neuigkeitswert und damit wohl auch Chancen, in die Geschichtsschreibung einzugehen, wie vorher Werke der Geschichtsschreibung, die selbst als spannende Geschichten daherkamen. Kertész' Programm hingegen präsentiert sich formalistisch, kann aber den formalen An-

spruch nicht einlösen; die Irrungen und Wirrungen der Geschichte sind – anders als wesentliche Bestandteile natürlichsprachlicher Grammatiken – für eine formale Herangehensweise eventuell auch ganz ungeeignet. Dass Geschichtsschreibung sich ansonsten vor allem nur insofern für Geschichte interessieren kann, wie sie als Kulisse für die Inszenierung manchmal vielleicht nur scheinbaren Fortschritts brauchbar scheint, gibt gleichermaßen zu denken.

## Literatur

- Carnap, Rudolf (1931): Die physikalische Sprache als Universalsprache der Wissenschaft. In: *Erkenntnis* 2, 432–465.
- Reinhart, Tanya (1976): *The syntactic domain of anaphora*. PhD Dissertation MIT, Cambridge.

Mannheim

Patrick Brandt

Institut für Deutsche Sprache, R5, 6–13, 68161 Mannheim. E-Mail: brandt@ids-mannheim.de.